

Gerechte Beziehungen schaffen

Analyse innovativen feministischen und interkulturellen Handelns im kanadischen Kontext

Denise Couture

In einer Zeit, in der man Unterschiedenheit anders, nämlich ohne Abwertung des „Anderen“, leben will, präsentiert dieser Beitrag die Ergebnisse einer in Montréal (Québec, Kanada) durchgeführten Untersuchung der autobiografischen Erzählungen von Feministinnen, die sich im interkulturellen oder interreligiösen Dialog engagieren. Die Untersuchung ist im Kontext Kanadas und Québechs angesiedelt, wo antirassistische Feministinnen von der Basis zwischen verschiedenen geopolitischen Gruppen unterscheiden, zwischen denen Beziehungen der Ungleichheit und postkoloniale Beziehungen herrschen. Zu diesen Gruppen zählen die autochthone Bevölkerung, Immigranten, die englisch- und die französischsprachige Bevölkerung. Auf theoretischer Ebene gehört diese Arbeit zur interkulturellen und multireligiösen feministischen Theologie. Man hat die Erzählungen von Frauen angehört, die verschiedenen religiösen oder spirituellen Traditionen angehören. Welche Strategien verfolgen sie, um Gerechtigkeit in den Beziehungen herzustellen? Vier Dimensionen ihres Handelns wurden festgehalten: Hierarchiekritik mit dem Ziel, Gleichheit herzustellen, „Verlernen“ der eigenen Vorurteile, Aufbau eines Selbstwertgefühls, das die eigene Leidensgeschichte ebenso einbezieht wie die der anderen, und die verändernde Kraft von Bezugsgruppen.

Für die ökofeministische und antirassistische Philosophin Rosi Braidotti besteht die Herausforderung unserer Zeit vom westlichen Standpunkt aus gesehen darin, „den Unterschied von der Hypothek des Schlechten zu befreien“. Wie kann man den Unterschied auf andere Weise leben als so, dass man dadurch „Andere“ schafft, die nicht nur faktisch „Andere“ sind, sondern implizit als „geringer“ charakterisiert werden? Diese Art der Alterität, die uns durchdringt und die zu dekonstruieren und aufzulösen ist, strukturiert die westliche Philosophie und deren Moderne. Rosi Braidotti drückt es folgendermaßen aus: „[...] das Projekt der Moderne macht sich einen Zugang zur Subjektivität zu eigen, der einige ‚Grenzpfähle‘ ausschließt, die man auch als die ‚konstitutiven Anderen‘ kennt. Die Frauen, die natürliche Umwelt und der ethnisch Andere sind die drei miteinander verbundenen Aspekte des ‚Unterschieds‘ in der Moderne. [...] Sie gehören einer Kategorie der Geringschätzung, eines spiegelbildlichen ‚Anderen‘ an, der nur im Sinne eines ‚weniger als‘ in seiner Unterschiedenheit wahrgenommen werden kann.“¹

Gemäß dieser postanthropologischen feministischen Lesart löst sich mit dem

„Tod des Menschen“ (Michel Foucault) eine Sichtweise der „menschlichen Natur“ in nichts auf, die mit strukturell abwertenden Kategorien des Unterschieds einherging. Es geht um das Andere der Technowissenschaft (die Erde, die Natur), die sexuell Andere im Vergleich zum Mann (die Frau) und den Anderen des euro-amerikanischen Imperialismus (die Ursprungsvölker und die ethnisch „Anderen“ im Vergleich zum weißen Mann).

Wie kann man einen Perspektivwechsel herbeiführen? Wie kann man diesen in einem selbst - welche Position auch immer wir hierbei innehaben - so stark verankerten schlechten Habitus verändern? Wie kann man die „Anderen“, die spontan zu „Geringeren“ herabgestuft werden, zur Geltung bringen? Wie macht man das im Kontext Kanadas und Québecs unter Einbeziehung der spirituellen, religiösen und theologischen Dimensionen?

Unter unseren Augen vollzieht sich eine Veränderung der Struktur der Alterität. Ich habe mich dazu entschlossen, zu analysieren, „wie das vor sich geht“. Wie gestaltet sich diese Veränderung materiell? Welche hauptsächlichen Strategien wenden die aktiv an dieser Veränderung beteiligten Personen an, die die Herstellung neuer, gerechter Beziehungen zum Ziel haben? Es geht darum, ihre vielfachen Aktionen, um Beziehungsgerechtigkeit zu schaffen, zu analysieren, und dies inmitten von Schwierigkeiten und Hindernissen von außen sowie mitsamt ihren eigenen inneren Widersprüchen. Zu diesem Zweck möchte ich ein empirisches Forschungsprojekt heranziehen, in dessen Verlauf man die Erzählungen der spirituellen Autobiografie verschiedener Frauen angehört hat. Diese Frauen waren Feministinnen, die sich innerhalb von Milieus engagiert haben, die von religiöser und kultureller Vielfalt geprägt sind. Ihre Perspektive bildete dabei die Schaffung gerechter Beziehungen.² Bevor wir uns ihren Erzählungen zuwenden, ist es wichtig, den Kontext der Studie in geopolitischer, theoretischer und methodologischer Hinsicht darzustellen.

I. Der Kontext der Studie

1. Der geopolitische kanadische Kontext

Die in feministischen und antirassistischen Gruppen in Kanada engagierten Frauen unterscheiden vier geopolitische Gruppen, bei denen unterschiedliche ungleiche und postkoloniale Beziehungen eine Rolle spielen: die autochthone Bevölkerung, Immigranten und Immigrantinnen, die Frankofonen und die Englischsprachigen.

Was die Autochthonen betrifft, so erleben wir gerade einen historischen Moment, denn die von der Regierung der Konföderation ins Leben gerufene *Kommission Wahrheit und Versöhnung* hat ihre Arbeit aufgenommen. Sie hat unter anderem vor, ein nationales Archiv der zwischen 1920 und 1969 in Kanada verpflichtenden indianischen Pensionate zu erstellen. An dieser Stelle können wir auf den Beitrag von Gregory Baum in diesem Heft verweisen. Als gebildete Nicht-Autochthone müssen wir zunächst unsere mangelnde Kenntnis der von den Autochthonen

erlebten Situationen eingestehen. Die Mehrheit der Bevölkerung Kanadas oder Québecs hingegen ist immer noch völlig in Unkenntnis, was die Geschichte der „écoles résidentielles“³ betrifft. Die kanadische Gesellschaft ist von einem intensiven und tief verankerten Rassismus gegenüber den Autochthonen geprägt, der eine „sanktionierte Unwissenheit“ (Gayatri Spivak) zur Grundlage hat, das heißt eine Unwissenheit, die institutionellen Strukturen entspringt (Bildungssystem, Justizsystem etc.).

Aus der Perspektive der Bevölkerung Kanadas und Québecs besteht ein zentrales Problem der Beziehung zur Urbevölkerung darin, ihr Anderssein auf der multikulturellen Ebene zu sehen, ohne sich die koloniale Besonderheit bewusst zu machen. Man erfasst den historischen Bruch nicht, den die ersten Einwohner erlebten, denen man das Land wegnahm. Dieses Trauma ist komplex und nicht nur auf die Überlebenden der Pensionate beschränkt. Wenn man hier für Gerechtigkeit sorgen will, dann bedeutet das eine radikale Infragestellung und beträchtliche Veränderungen der Strukturen des Staates, seiner Gesetze und seiner Politik im Hinblick auf die autochthonen Gemeinschaften. Wie die Bevölkerung Kanadas insgesamt scheint auch die Regierung zu solchen Veränderungen nicht bereit zu sein. Was die Einwanderung betrifft, so zeigt eine Statistik vom 8. Mai 2013, dass Kanada unter den Ländern der G 8 das Land mit der höchsten Einwanderungsquote ist. Im Jahr 2011 waren in Kanada 20,4 Prozent der Bevölkerung, also ein Fünftel, Einwanderer. Als solche gelten Menschen, die im Ausland geboren sind. Québec, und hier vor allem Montréal, nimmt 20 Prozent der nach Kanada Einwandernden auf.

In der Regel schätzen sich die Kanadier und die Bewohner Québecs selbst als offen und gastfreundlich ein, was die Immigration betrifft. Ganz spontan denkt man und sagt man sich selbst: „Ich bin kein Rassist.“ Das Problem hinsichtlich der Einwanderung besteht genau in der illusorischen Selbstwahrnehmung, dass es keinen Rassismus gebe. Sie funktioniert wie ein Schleier, der sich über die Hierarchie legt, die in Wirklichkeit die Beziehungen strukturiert.

Dieses Faktum findet rasch seine Bestätigung durch die Wortmeldungen der Studentinnen und Studenten, wenn man das Thema Rassismus behandelt, zum Beispiel in meiner Vorlesung an der Universität Montréal. Zunächst gehen die Meinungsäußerungen der Teilnehmenden zum Thema konform mit den Erklärungen der Menschenrechte. Die Leute sprechen sich für Gleichheit und Gerechtigkeit sowie gegen jede Art von Rassismus und Diskriminierung aus. Das versteht sich von selbst und entspricht dem

Denise Couture ist Vizedekanin und Professorin an der Fakultät für Theologie und Religionswissenschaften der Universität Montréal. Ihre Lehr- und Forschungsgebiete sind Theologische Ethik, Frauen und Religionen, christliche Fundamentaltheologie und kontextuelle Theologien in einer Perspektive der Befreiung. Sie ist Mitglied des Leitungsteams des Zentrums für kontextuelle Theologie und Ethik in Québec und Mitglied des feministischen und christlichen Kollektivs L'autre Parole. Veröffentlichungen u.a.: L'antiféminisme du „nouveau féminisme“ préconisé par le Saint-Siège (in: Cahiers du genre 52, 2012); What Can Christian Liberation Theologies Learn from World Social Forum (in: Voices 35, 2012/3–4). Anschrift: Faculté de théologie et de sciences des religions, Université de Montréal, Pavillon Marguerite-D'Youville, C.P. 6128, Succ. Centre-Ville, Montréal (Québec), H3C 3J7, Kanada.

eigenen Selbstverständnis. Diese selbstverständliche Position verschleiert den tatsächlichen Rassismus. Im Rahmen der Lehrveranstaltung wird man sich des strukturellen Rassismus erst nach einer Analyse der tatsächlichen Praktiken bewusst, und erst hierbei lernt man, dass „die Gleichheit nicht bereits vorhanden ist“ (Christine Delphy). Erst hier beginnt sich der Diskurs der Teilnehmenden zu ändern. Dann wird offensichtlich, dass wir alle dieselbe Situation miteinander teilen, nämlich die, dass wir dabei sind, den Rassismus, der uns durchdringt, langsam zu überwinden, zu „verlernen“.

In Kanada und Québec ist eine dritte postkoloniale Beziehung im Spiel, nämlich die zwischen Frankofonen und Englischsprachigen, die ich hier nur erwähnen will. Ein Aspekt der komplexen diesbezüglichen Situationen ist die Tendenz, eines der Gründervölker des modernen Kanada, die Franzosen, als eine Minderheit unter anderen im heutigen Kanada aufzufassen.

Was den Kontext betrifft, ist es schließlich wichtig hervorzuheben, dass wir in einem Klima leben, das wir als postfeministisch kennzeichnen können. In Kanada (und im Westen überhaupt) herrscht die landläufige Meinung, dass der Feminismus der Vergangenheit angehöre, dass die Gleichheit zwischen Mann und Frau bereits erreicht sei. Da die Teilnehmerinnen an unserer Studie sich selbst als Feministinnen (und Antirassistinnen) sehen, ist ihre Praxis zu den Keimzellen von Alternativen zu ihrer Gesellschaft und Kultur zu zählen.

2. Der theoretische Kontext: eine interkulturelle und multireligiöse feministische Theologie

Auf theoretischer Ebene ist diese Untersuchung dem Bereich der transnationalen, interkulturellen und multireligiösen feministischen Theologie zuzuordnen. Die Theologinnen, die diese Perspektive einnehmen, verankern ihre Arbeit in ihrem lokalen Kontext, wobei sie die Effekte der Mondialisierung berücksichtigen. Sie begreifen die Mondialisierung als die aktuelle Phase der Kolonisierung, die bis in unsere Gegenwart fort dauert.⁴

Diese Art von feministischer Theologie wird aktivistisch genannt. Sie zielt auf eine materielle (das Subjekt betreffende und körperliche) Veränderung ab, um die Beziehungsgerechtigkeit herzustellen. Sie nimmt eine Perspektive der Zusammenschau der einzelnen Kämpfe gegen die vielfachen Formen der Unterdrückung ein und geht davon aus, dass man die großen Zusammenhänge nicht begreift, ohne die Funktion der Religion zu untersuchen.⁵ Die Theologinnen benutzen ein Bild, um diese transnationale und interkulturelle feministische Theologie zu beschreiben, nämlich das Bild von der „in der Vorstellungskraft entworfenen, imaginären, Gemeinschaft“ (Benedict Anderson).⁶ Es geht um die Möglichkeit einer Gemeinschaft unter den Feministinnen, die in den unterschiedlichen Kontexten zu verschiedenen Problemen arbeiten, aber in einer Perspektive, die darauf abzielt, Solidarität (Beziehungsgerechtigkeit) unter den einzelnen Protagonisten der Vielfalt herzustellen. Die „in der Vorstellungskraft entworfene Gemeinschaft“ wird der riesigen Bandbreite ihrer lokalen Verankerung ebenso gerecht wie der Vielfalt der politischen Handlungsweisen und Theorien.

Für die nordamerikanischen feministischen Theologinnen⁷, zu denen auch ich gehöre, führt der feministische Ansatz zu einer zentralen und wesentlichen Frage des Menschseins, nämlich zu der nach der Struktur der Alterität. Wir sind von einer ungerechten Politik geformt, die jeder Grundlage entbehrt und die eine Hälfte der Menschheit der anderen untergeordnet hat. Diese Herrschaftsbeziehung prägt uns durch und durch. Sie prägt die Menschheit darin, wie sie Alterität erfährt. Wie können wir uns einer Beziehungsstruktur entledigen, die immer nur dasselbe reproduziert und sich mit rassistischen Beziehungen und Beziehungen der Herrschaft über die Erde vermengt? Wie kann man diese feministische Frage angehen und dabei die übergreifende Verbindung mit anderen Problematiken beibehalten, in denen es darum geht, die Ungerechtigkeit zu bekämpfen?

3. Der methodologische Kontext: auf die autobiografischen spirituellen Erzählungen hören

Es geht also darum, genau unter dem Gesichtspunkt der Schaffung von Beziehungsgerechtigkeit die Ergebnisse einer Feldforschung vorzustellen, die darin bestand, die autobiografischen spirituellen Erzählungen von Feministinnen in Montréal zu sammeln. Dabei bediente man sich des individuellen, qualitativen und halb gesteuerten Interviews. Wichtig für diese Untersuchung war, dass sich die Teilnehmerinnen selbst unterschiedlichen religiösen und spirituellen Bereichen zuordneten. Das Forschungsteam hat die Erzählungen von zwölf Frauen analysiert, drei davon gehörten der Urbevölkerung an, drei waren Christinnen, zwei Jüdinnen, drei Muslimas und eine war Heidin. Die Definition der Religionszugehörigkeit ist jedoch relativ, denn einige identifizierten sich mit mehr als nur einer religiösen oder spirituellen Tradition und betrachteten die Grenzen zwischen ihnen nicht als starr.

Neben der religiösen und spirituellen Vielfalt gab es noch zwei weitere hauptsächliche Kriterien für die Auswahl der Teilnehmerinnen. Zunächst mussten sie sich selbst als Feministinnen im weiten Sinne des Wortes (im Sinne eines Engagements zum Wohl der Frauen) verstehen, und dann war es wichtig, dass sie in eine interkulturelle, interreligiöse oder interspirituelle Praxis involviert waren und dass sie dieses Handeln als ein zentrales Element ihres spirituellen Selbstverständnisses betrachteten. Die Teilnehmerinnen haben mehrheitlich einen hohen Ausbildungsstand und gehören der Mittelschicht an. Fünf davon sind in Québec geboren, eine kommt aus einer anderen kanadischen Provinz und sechs kommen von außerhalb Kanadas. Das Forschungsteam hat elf Interviews auf Französisch und eines auf Englisch geführt. Im Folgenden werden fiktive Vornamen benutzt, um die Anonymität der Teilnehmerinnen zu wahren.

Der Großteil der autobiografischen spirituellen Erzählungen fördert alternative Praktiken zutage: Die Frauen sprechen offen über feministische und antirassistische Perspektiven und nehmen an einer materiellen/körperlichen Veränderung hinsichtlich der Beziehungen zu den Anderen teil, die nicht länger als „geringer“ angesehen werden. Diese Veränderung im Verhältnis zu den Anderen vollzieht sich über spirituelle und interspirituelle Wege. Rebecca sagt, sie engagiere sich

für interspirituelle Begegnungen „für die Wiederinstandsetzung der Welt“. Für Amal ist die interreligiöse Begegnung wesentlich, um ihr eigenes spirituelles Leben zu entwickeln. Katie, Habiba, Michelle, Kaitlyn und Judith verstehen sich selbst – einige von ihnen seit ihrer Jugend – als Bauleute für den Frieden und für Heilung. Nach ihrer Auffassung sind spirituelle oder religiöse Praxis und die Herstellung von Gerechtigkeit eng miteinander verbunden.

Die Teilnehmerinnen erzählen, wie die Veränderung im Hinblick auf die Herstellung von Beziehungsgerechtigkeit mit einem Wandlungsprozess der eigenen Person, einer persönlichen, spirituellen und körperlichen Veränderung einhergeht. Die Frauen begeben sich gern in Situationen der Überwindung alter Muster und des Neulernens. Sie verändern ihre Beziehungen, indem sie materiell mit Personen unterschiedlicher Herkunft und unterschiedlicher Spiritualität in Beziehung treten.

In diesem Beitrag geht es darum, die Erzählungen dieser Frauen, was den Aufbau von gerechten Beziehungen betrifft, zu vernehmen. Zu diesem Thema hat das Forschungsteam nach einer gemeinsamen vertiefenden Analyse der Abschriften der Interviews vier Strategien festgehalten, von denen die Frauen erzählten: 1. Hierarchiekritik, um Gleichheit zu etablieren; 2. Überwindung, „Verlernen“ der eigenen Vorurteile; 3. Aufbau eines Selbstwertgefühls, das die eigenen Leidensgeschichten und die der Anderen mit einbezieht; 4. die verändernde Kraft der Bezugsgruppe. Das Forschungsteam hat festgestellt, dass diese Strategien sich quer durch die verschiedenen Erzählungen durchziehen. Das Team hat sich gleichermaßen dazu entschlossen, die Gefahr der Verallgemeinerung zu vermeiden, denn jede der Frauen hat einen sehr individuellen und einzigartigen Lebensstil. Deshalb bezieht sich die Vorstellung im Folgenden auf einige auffallend starke Praktiken im Sinne der vier Strategien.

II. Wie schafft man gerechte Beziehungen? Erzählungen interspirituelle Feministinnen

1. Hierarchiekritik zur Herstellung von Gleichheit

Michelle ist eine der Frauen, die sich seit ihrer Jugend als „Friedensaktivistin“ versteht. Sie sieht sich selber als „in zwei Welten lebend“ (so hat sie es selbst formuliert), „zwei unterschiedlichen Logiken folgend“, „zwei unterschiedlichen Denkweisen verhaftet“, die einander widersprechen. Die eine lehnt sie ab, doch sie ist in unserer Umwelt stets präsent, mit der sie sich auseinanderzusetzen gelernt hat, und die andere versucht sie zu leben und in Gemeinschaft aufzubauen. Die erste Art zu funktionieren entspricht einem „hierarchischen System“, in dem den Einzelnen vorherbestimmte Rollen zugewiesen sind und in dem sich der Unterschied wie von selbst in eine Stufenleiter von Überlegenheit und Unterlegenheit einordnet. Die zweite Welt ist die des „Kreislaufs des Lebens“, ein von Gleichheit geprägtes System, innerhalb dessen die Vielfalt positiv gelebt wird.

Der Kreislauf des Lebens entspricht der Weltsicht Michelles. Es ist eine Welt-

sicht, die einerseits dem Brauch entspricht und andererseits spirituell ist. Michelle hat sie von ihren Vorfahren vermittelt bekommen, denn sie gehört der Urbevölkerung an. Sie betrachtet die biologische und biokulturelle Vielfalt als wesentliche Voraussetzung für das Leben. Für sie „befindet sich alles in wechselseitiger Beziehung“. „Der Energieaustausch“, „der Austausch von Kenntnissen“, „von Wissen“ erfolgt im „Zwischen“ in einer ständigen Bewegung. Ohne diesen Austausch, so sagt sie, herrschte sowohl in der Natur als auch im Gemeinschaftsleben der Tod. Ohne den Lebensraum des „Zwischen“ tritt der Tod ein.

Um von einer Welt zur anderen, von einer Logik zur anderen zu wechseln, bedarf es einer Anstrengung, man muss an sich selbst arbeiten, einen Sprung wagen, und nach Auffassung Michelles hilft die Vielfalt, dies in die Tat umzusetzen. Dieser Übergang besteht unter anderem darin, vom Misstrauen zum Vertrauen zu gelangen, und dieses Vertrauen verleiht die Fähigkeit, vom Leid zu erzählen und diese Erzählungen anzuhören. Wenn sich der Übergang vollzieht, dann ist dies die Geburt des Menschen zu sich selbst. Die Menschen sprechen dann wahrhaftig, die Energie strömt, es kommt zu Austauschprozessen.

Ganz so wie Michelle, aber aus einem anderen Blickwinkel, meint Chloé, dass in den Frauen, die in zwei Welten leben, zwei in Spannung zueinander stehende Kräfte am Werk sind. Die erste Kraft, die in unserem Lebensumfeld ziemlich geläufig ist, lässt Beziehungen der Kontrolle zwischen den Menschen entstehen. Es handelt sich um die „entfremdende Struktur“ des Patriarchats, die bestimmt, wie und was gedacht wird. Eine zweite Kraft öffnet einen „inneren Raum“, in dem eine eigentümliche Kreativität zur Entfaltung kommt. Für Chloé sind es diese und insbesondere die patriarchalisch-religiösen Strukturen, die die Stimme der Frauen zum Schweigen bringen sowie ihr Wesen und ihren Körper kontrollieren. Dennoch entwindet sich das spirituelle Leben von Frauen dieser Zwangssituation. Der Raum des Zwischen (der Vielfalt, des Interkulturellen, des Interspirituellen), dieser Raum „zwischen uns“, wird zu einer Chance. Er öffnet eine Tür. Er ermöglicht es, sich von der entfremdenden Struktur zu erholen und von ihr zu einem freien inneren Raum zu gelangen. Chloé bekräftigt ihre „Parteinahme“ für die „Befreiung der Frau“ in deren „religiöser Dimension“. Sie spricht ausgehend von ihrer Erfahrung, wie wichtig es ist, das aufzubauen, was sie ein „heiliges Territorium“ im eigenen Inneren nennt.

2. Ein „Verlernen“ der eigenen Vorurteile

Eine zweite Strategie, welche die Teilnehmerinnen an der Untersuchung benannt haben, besteht darin, sich freiwillig in Situationen hineinzubegeben, die das Verlernen von Vorurteilen erleichtern. Rebecca rückt diesen Aspekt in den Mittelpunkt, wenn es um die Begegnung mit dem Anderen geht. Das Verlernen von den Vorurteilen besteht in einem Prozess der Bewusstmachung nach dem Modell von feministischen, antirassistischen Gruppen und Gruppen der Befreiung, der niemals zu Ende kommt.

Judith praktiziert das, was sie „schwierige Gespräche“ nennt. Man geht dabei von einem „Antagonismus“ aus, um die Vorurteile abzubauen. Als jüdische Frau hat

sie sich dazu entschlossen, Gespräche mit Palästinensern und Palästinenserinnen zu führen. Und sie erzählt, es sei schwierig gewesen, die Leidensgeschichten von Menschen zu hören, für die es wiederum schwierig war, sie zu erzählen. Aufgrund dieser Praxis hat Judith die Erfahrung gemacht, das Unrecht zu sehen, das man den Menschen in Palästina angetan hat und das sie vorher nicht wahrgenommen hat. Sie hat dieses neue Bewusstsein sofort integriert.

Mehrere Teilnehmerinnen sprechen vom Einfluss, den der 11. September 2001 auf die interkulturellen Beziehungen und auf die gemeinsame Herausforderung ausgeübt habe, von nun an gegen die Angst anzugehen, die Muslime in Gefolge dieses Ereignisses auslösen (Habiba, Rebecca, Yasmine).

Für Dalal besteht die Herausforderung für Menschen innerhalb von Gruppen, die den interreligiösen Dialog pflegen und denen sie sich in Montréal angeschlossen hat, darin, sich ihres (kulturellen und subjektiven) Filters zu entledigen. Sie sagt: „Du kannst mit mir keinen Dialog führen, wenn du bereits einen Filter dazwischengeschaltet hast.“ Die Frauen sprechen in unterschiedlicher Weise von dieser Arbeit an sich selbst, bei der es darum geht, „seine eigenen Barrieren“ zu überwinden, wie Yasmine sagt; „die Etiketten zu beseitigen“, nach den Worten Mikas; zu lernen, „in sich selbst einen Freiraum zu schaffen“, wie es Chloé ausdrückt. Die Praxis, die darin besteht, gegen sich selbst anzugehen, ist nicht so selbstverständlich. Sie scheint einen Teil des Alltagslebens dieser Frauen zu bilden. Sie scheint auch eine Vorbedingung für den Aufbau gerechter Beziehungen zu sein.

3. Ein Selbstwertgefühl aufbauen, das die Leidensgeschichten integriert

Dalal, eine Frau, die ursprünglich aus dem Maghreb stammt, spricht von einer „extrem abgeschwächten Erfahrung“ hinsichtlich des interreligiösen Dialogs in Montréal in einem Kontext, in dem die Vertreter der Religionen um einen Tisch versammelt formelle Gespräche führen. Sie sprechen von Frieden und Gerechtigkeit als Ideal und etablieren gleichzeitig innerhalb der Gruppe hierarchische Beziehungen, indem sie die Stimme der Frauen und von Menschen aus religiösen Minderheiten abwerten. Dalal sagt: „Die erste Gerechtigkeit ist es, bereits innerhalb der Gruppe anzufangen, sich gegenseitig als Gleiche zu betrachten.“ Für Judith kommt es darauf an, in der Lage zu sein, die Zwangsbeziehungen innerhalb der interkulturellen Gruppe zu analysieren und den Missbrauch erkennen zu können (eine Fertigkeit, die man möglicherweise in seiner Erziehung nicht vermittelt bekam). Und wenn es Missbrauch gibt, sagt sie, dann gibt es die Möglichkeit, sich zurückzuziehen.

Das dritte festgehaltene Thema ist das des Aufbaus eines Selbstwertgefühls, das die Leidensgeschichten mit einbezieht. Für Katie, eine christliche Autochthone, ist Ausschluss oftmals auf mangelndes Selbstwertgefühl zurückzuführen. Die autochthonen Frauen, mit denen sie arbeitet, gehen von einer Situation der Missachtung ihrer selbst aus, sie machen die Erfahrung vielfachen Missbrauchs und vielfältiger Formen der Abhängigkeit durch. Der erste Schritt, um Bezie-

hungsgerechtigkeit zu schaffen, besteht darin, dass man zur Wertschätzung seiner selbst gelangt.

Kaitlyn zufolge wohnt den Erzählungen der Frauen eine heilende Kraft inne. Das gemeinsame Leid ist eine der Grundlagen für die Begegnung. Chloé fasst den spirituellen Raum als den Ort der Selbstachtung auf. Sie sagt, sie habe durch das Aufschließen dieses inneren Raumes mit ihrem Leid zu leben gelernt. Dies hat sie dazu befähigt, das Leid anderer zu vernehmen und dabei in innerem Frieden zu verharren. Wenn man sich vor den leidenden anderen stellt, wie sollte man dann vor der Situation nicht flüchten? Wie kann man dem anderen weiter zuhören, wenn man selbst an die eigene Leidensgeschichte gebunden bleibt? Für Chloé kommt es wesentlich darauf an, auf diese Fragen eine Antwort geben zu können, wenn man die Besonderheit des anderen jenseits von Stereotypen würdigen will.

4. Sich selbst formen ausgehend von der verändernden Kraft der Bezugsgruppe

Die Teilnehmerinnen an der Untersuchung haben die Entscheidung getroffen, sich praktisch im interkulturellen, interreligiösen und interspirituellen Bereich als Ort der Schaffung von Frieden und gerechter Beziehungen zu engagieren. Diese Praxis bildet einen Teil von ihnen und bricht in ihrem Alltag, in der Beziehung zu den Nachbarn, unter allen möglichen Lebensumständen genauso hervor wie bei ihrer aktiven Teilnahme an verschiedenen Begegnungs- und Dialoggruppen. Einige von ihnen sprechen von der Bedeutung, an Bezugsgruppen teilzunehmen, das heißt an Gruppen, die sich aus feministischen und interspirituellen Frauen zusammensetzen, die dieselben Zielsetzungen miteinander teilen. Mehrere Teilnehmerinnen haben die Erfahrung gemacht, dass sich der interkulturelle Zusammenhalt leichter unter Frauen als in gemischten Gruppen einstellt.

Für Rebecca ermöglicht die Teilnahme an einer alternativen Gruppe das gemeinsame schöpferische Handeln, und das hat sie in ihrer Position als Angehörige einer Minderheit gestärkt, die sie seither selbstsicher ausfüllt. Yasmine sagt, dass sie sich „manchmal wie geohrfeigt“ fühlte. Rebecca betont, dass es in der feministischen und interspirituellen Gruppe den Christinnen schwer fällt, ihre Rolle als Angehörige einer Mehrheit und der herrschenden Gesellschaftsgruppe zu sehen. Chloé und Yasmine bekennen, dass sie ihre feministische Spiritualität in der Bezugsgruppe entwickelt haben. Von daher kann man die Bedeutung ermes sen, die es für die Frauen hat, die Erfahrung feministischer, interreligiöser oder interspiritueller Gruppen zu machen.

Schluss

Zu Beginn habe ich den geopolitischen Kontext Kanadas und Québecs betont, in dem immer noch eine „sanktionierte Unwissenheit“ (Gayatri Spivak) herrscht, was die autochthone Bevölkerung angeht, und wo hinsichtlich der Migrantinnen

und Migranten die spontane Selbstwahrnehmung zum überwiegenden Teil lautet: „Ich bin kein Rassist.“ Diese Selbstwahrnehmung legt sich wie ein Schleier über den dahinter verborgenen Rassismus. All das findet in einem postfeministischen Klima statt, in dem die Auffassung herrscht, der Feminismus gehöre der Vergangenheit an, denn die Gleichheit zwischen Mann und Frau sei bereits erreicht. Folgende Fragen wurden gestellt: Wie kann man „den Unterschied von seiner Hypothek des Schlechten befreien“ (Rosi Braidotti)? Wie kann man die Beziehung zu den „Anderen“, die sie spontan als „geringer“ konstruiert, ändern? Wie geht dieser Veränderungsprozess konkret materiell vonstatten?

Die Erzählungen der interspirituellen Feministinnen fördern ihre Praxis hinsichtlich des Aufbaus der Beziehungsgerechtigkeit zutage. Diese Protagonistinnen der Veränderung handeln konkret gegen die erwähnten, recht verbreiteten schlechten Gewohnheiten in Kanada und Québec. Sie schaffen gerechte Beziehungen, indem sie sich selbst verändern, an sich arbeiten und gegen die erworbenen schlechten Gewohnheiten angehen. Doch dieses Handeln am eigenen Selbst wird zugleich zu einem bejahenden und positiven Eingreifen. Dieses Engagement stellt für sie einen Ort des Lebens und der eigenen Entwicklung dar, die sie mit einer eigentümlichen Lebensenergie in Kontakt bringt. Es vollzieht sich eine Umkehrung. Der Raum des „Zwischen“ (interkulturell, interreligiös, interspirituell) ist nicht länger ein Ort der Kontrolle des „Anderen“ oder der Bedrohung für die eigene Handlungsfähigkeit. Für interkulturelle Feministinnen stellt er einen Ort dar, an dem sie ein Selbstwertgefühl entwickeln und gleichzeitig neue, gerechte Beziehungen innerhalb der Vielfalt herstellen.

Dieser konkreten alltäglichen Praxis gelingt es, „den Unterschied von der Hypothek des Schlechten zu befreien“. Sicherlich, die Frauen theoretisieren darüber nicht im Stil eines akademischen Diskurses, doch sie leben diese Praxis, sie bauen sie auf und sie durchdenken sie kritisch. Die aktuelle Feldforschung hat zum Ziel, ihre die Beziehungen verändernde Praxis zur Geltung zu bringen. Auf methodologischer Ebene geht es nicht darum, die autobiografischen spirituellen Erzählungen der Frauen eins zu eins wiederzugeben. Bei einer sehr wachen Aufmerksamkeit für ihre jeweilige Individualität geht es vielmehr darum, den Zusammenklang ihrer Selbstwahrnehmung mit der theoretischen Sinnspitze der Humanwissenschaften deutlich zu machen, die die antirassistischen und feministischen Perspektiven ausformulieren. Es ist entscheidend, solche Verbindungen herzustellen. Denn im postkolonialen und interkulturellen westlichen Kontext sowie dem Kanadas und Québecs, den wir erforschen, stellt es sich als sehr schwer heraus, sich von den allzu gut erworbenen falschen Haltungen zu befreien, die uns den Satz „Ich bin kein Rassist“ so spontan formulieren lassen. Dies hat ein Abstandnehmen von einem körperlichen Engagement des Subjekts zur Folge, um die Beziehungen im täglichen Leben konkret zu verändern. Die wissenschaftliche Theorie erklärt, wie sich dieses Engagement für Veränderung gegen den gesunden Menschenverstand richtet, während es jedoch entscheidend geworden ist. Die Erzählungen der interspirituellen Feministinnen zeigen ebenso, in Übereinstimmung mit dieser Theorie, wie schwer es materiell (körperlich) ist, sich für

eine solche Praxis der Veränderung zu engagieren, wie viel es einem selbst und den Gruppen als Gemeinschaft abverlangt, wie dies einem kontinuierlichen Prozess entspricht und wie sehr es den landläufigen Praktiken in einer Umgebung widerspricht, in der die Vorstellung herrscht, die Gleichheit sei schon erreicht. Genau aus diesem Grunde sind die vielfachen interspirituellen Aktivitäten dieser Frauen so bedeutsam, dass sie es verdienen, gehört und hervorgehoben zu werden, damit sie eine echte Inspiration für ein Handeln werden, das darauf abzielt, gerechte Beziehungen inmitten der postkolonialen und interkulturellen, spirituellen und religiösen Vielfalt herzustellen.

¹ Rosi Braidotti, *Vers une subjectivité viable: un point de vue philosophique et féministe*, in: Marie-Geneviève Pinsart (Hg.), *Genre et bioéthique. Annales de l'Institut de philosophie et de sciences morales*, Paris 2003, 33. Vgl. auch Rosi Braidotti, *The Posthuman*, Cambridge 2013.

² Dieses Forschungsprogramm wurde vom Rat für humanwissenschaftliche Forschung Kanadas (CRSH) subventioniert und von Denise Couture an der Universität Montréal geleitet. Es trägt den Titel: *Das feministische Interreligiöse. Eine Praxis neuer Beziehungen von Identitäten, Religionen und Spiritualitäten*. Das Forschungsteam bestand aus drei weiteren Mitgliedern, der Doktoratsstudentin Tanja Riikonen, Marie Odile Lantoarisoa, die sich auf den Erwerb des Magistertitels vorbereitet, und Alexandra Côté, Kandidatin für das Baccalaureat.

³ „Écoles résidentielles“ oder Pensionate hießen die speziell für die Ureinwohner Kanadas geschaffenen schulischen Einrichtungen, die das Ziel der Assimilation verfolgten; Anm. d. Übers.

⁴ Mary McClintock Fulkerson - Sheila Briggs, *Introduction*, in: Sheila Briggs - Mary McClintock Fulkerson (Hg.), *The Oxford Handbook of Feminist Theology*, Oxford 2012, 2-3 („Mondialisierung“ ersetzt hier das geläufigere Wort „Globalisierung“. Globalisierungskritische Kreise, wie etwa die Initiativen des Weltsozialforums, benutzen diesen Begriff gern, um deutlich zu machen, dass es nicht nur um ein ökonomisches Phänomen geht; Anm. d. Übers.).

⁵ Serene Jones, *Feminist Theology and the Global Imagination*, in: Briggs - McClintock (Hg.), *The Oxford Handbook of Feminist Theology*, 23.

⁶ Ebd., 15.

⁷ Siehe Catherine Keller, *The Love of Postcolonialism: Theology in the Interstices of Empire*, in: Catherine Keller - Michael Nausner - Mayra Rivera (Hg.), *Postcolonial Theologies. Divinity and Empire*, St. Louis 2004, 221-242.

Aus dem Französischen übersetzt von Dr. Bruno Kern M.A.